

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 34

Artikel: Der Engelwirt [Fortsetzung]

Autor: Strauss, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HYSPA.

(Fortsetzung.)

(I. Schweiz. Ausstellung für Hygiene und Sport, Bern 1931.)
Von Gertrud Egger.

Nun etwas von den

Schulentlassenen.

Die Hygiene für Jugendliche hat man noch lange nach der Schulrevolutionierung im Argen gelassen.

Interessant ist, was „Pro Juventute“ oder das Jugendamt des Kantons Zürich vorführen. Vielleicht werden sich ältere Besucher gegen die Freizeitbewegung ablehnen. „Früher hat man auch nichts davon gewußt und ist doch am Leben geblieben.“ Das Arbeitsleben von heute, seine Forderungen und Gefährdungen sind aber mit der früheren Zeit nicht zu vergleichen.

Immer war das Jugendalter die gefährdetste Zeit im Menschenleben. Eine Selbstmordstatistik sagt schon allenthalben. — Tuberkulose ist noch lange nicht die schlimmste Not der Jugend. Von schweren Krankheiten erhebt sich der widerstandsfähige Mensch mit einer vormals nie erlebten Kraft. Ungleich schwerer als Tuberkulose läßt sich eine seelische Krankheit überwinden. Psychosen, Neurosen bis Jugendwahnsinn, — ihnen ist auch der verhältnismäßig normale junge Mensch ausgesetzt. Zu grenzenlosen Depressionen, dumpfer Hilflosigkeit und Verzweiflungszuständen kommen in der Entwicklungszeit noch die Anforderungen des Erwerbslebens oder einer Berufsbildung. Pro Juventute kann die Jugendnot an sich zwar nicht aus der Welt schaffen, denn es handelt sich hier im Menschenleben um eine Naturkatastrophe, ähnlich der Geburt überhaupt. Es ist auch nicht das Ziel einer pädagogisch bewußten Institution, unserer Jugend die Steine aus dem Weg zu räumen. Steine wollen überstiegen sein! Die Wirksamkeit der guten Jugendinstitutionen besteht in dem Schutz, den sie Schulklosen gewährt. Im allgemeinen versagt ja bei Jugendlichen die Selbsthilfe ganz und gar. Es muß daher ein Wegweiser sein, wenn auch nur für so lange, bis der junge Mensch selber marschieren kann. Die Fabrikfürsorge für Jugendliche ließ lange auf sich warten, aber jetzt hat sie um so tatkräftiger eingesetzt. Auch der Gewerbelehrling braucht gute Obhut. Vernünftige Behandlung, hygienische Aufenthaltsräume, Ruhezeiten fördern ihn in der Arbeit besser als der trefflichste theoretische Unterricht. Neuerdings will man das Obligatorium der Abendfachschule aufheben. Keer geht unter den Jugendlichen der Mittelschüler aus. Man rechnet bei Gymnasiasten usw. zu Unrecht mit guten häuslichen Verhältnissen. Auch die besten Verhältnisse — überhaupt eine Seltenheit — kommen gegen einen sinnlosen Schulbetrieb nicht auf. Vollends grausam und ein Unrecht gegen die zukünftige Generation ist es, junge Mädchen bis Mitternacht und später an den Arbeitstisch zu zwingen.

Sehr wichtig für Schüler und Lehrlinge sind

Sport, Jugendwanderung,

Ferienlager in gesunder Kameradschaft. Und warum sollen Mädchen und Jünglinge nicht auch zusammen wandern?

Was die Jugend haben soll, darüber werden in moderner Propagandatechnik Thesen angeschlagen. Sie sind zu entschieden und treffend, um übersehen zu werden, und zu geschmauvoll, um aufdringlich zu sein. Einen freien Nachmittag in der Woche soll der Jugendliche auf alle Fälle haben, dazu drei Wochen Ferien im Jahr.

Der schweizerische „Bund für Jugendherbergen“ gibt eine Übersicht seiner Stätten und das Modell einer Jugendherberge. Am besten, es wende sich hierhin, wer an einem billigen und angenehmen Ort unterschlüpfen will. Zum Teil sind die Jugendherbergen auch Ferienheime.

Turnen, Spieltage und -abende der Schulentlassenen, oder Basteleien in einer Freizeit-Jugendstube entreißen die jungen Menschen ihren Familien nicht. Was sie von der Familie trennen kann, ist die Sucht der Eltern nach hemmender

Bindung. Einmal muß sich das Kind lösen und seine soziale Gemeinschaft, die bisher nur aus Eltern und Geschwistern bestand, erweitern. Besondere Sorgfalt legt Pro Juventute auf die Hygiene des berufstätigen Mädchens. Auch hier: Hausarbeit ein Segen, aber was zu viel ist, ist vom Uebel.

Ursache zu schmerzlichen Fehlentwicklungen des Jugendlichen gibt der unrichtig gewählte Beruf. Ein Athlet auf dem Schneidertisch, ein Spinnlein als Lastenträger. Die körperliche Konstitution eines Kindes wird von der Berufsberatung immer berücksichtigt.

Eine unglückliche Vererbung äußert sich nicht allein in seelischer Depression, geistiger Umnachtung. Die Abteilung

Normalenfürsorge

reicht einiges von dem aneinander, was unser Volk an geistiger und körperlicher Entartung tragen muß. Hauptursache: Alkohol. Blinde und schwerhörige Kinder sind manchmal durchaus bildungsfähig, sogar Taubstumme. Meistens aber ist in schweren Fällen doch auch die Geisteskraft geschwächt. Die Anstaltsversorgung ist in den letzten Jahrzehnten zur Anstaltsverziehung geworden. Man führt mit anormalen, ja mit schwachsinnigen Kindern Dinge aus, die früher verachtet worden wären, Turnen, Theaterspielen, Singen, Schwimmen, das ist nur einiges von vielem. Das Kind muß eine Ausdrucksmöglichkeit finden.

Eine Gruppe von Volksgenossen vegetiert im Schatten, wenn man sie nicht an die Sonne holt, die für Hoch und Niedrig scheint. Es sind die Mindererwerbsfähigen, nicht immer geistig Schwache, sondern ebenso gut durch einen körperlichen Mangel in der Leistung behindert. In Werkstätten erlernen sie einen Beruf oder eine Handlangerarbeit.

Der krüppelhaft Geborenen nimmt sich die Medizin an. Wenn eine Heilung noch möglich ist, dann werden die Erlösten vielleicht nicht einmal ihre „verlorenen Lebensjahre“ beweinen. Wenigstens waren die Schmerzen einer orthopädischen Behandlung ein ausgezeichnetes Willenstraining, das am Ende besser auf das Erwerbsleben vorbereitet als ein regulärer Schulbesuch. Welche Opfer, bis solch ein Mensch den Berg seines Leidens überstiegen hat, vielleicht tatsächlich und äußerlich, indem der Krüppel zum wohlgestalteten Menschen wurde. Vielleicht aber ist der Erfolg ein rein geistiger, indem sich das Opfer seiner Väter ohne Märtyrernei in sein Leid findet. Immer aber bleibt die Wahrheit, daß Kranke geheilt werden können bloß durch die Kräfte des schaffenden Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Der Engelwirt.

18

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Wasmer verstand dies zuerst nicht, glaubte sogar einen Augenblick, der Alte habe ihm ein Geschenk gemacht; dann erwachte sein Misstrauen, er sah nach seinen Banknoten, stöhnte schwer auf: „Herr Gott! Herr Gott!“ und sank wie betäubt auf sein Bett. Aber nur einige Sekunden lag er, dann durchwühlte er aufs neue die Brieftasche, dann die Taschen seines Rockes, dann die Hosentaschen, ohne etwas von Geld zu finden, dann legte er sich mit unterdrücktem Stöhnen hin und lachte: „Suh noch lang, du Kindvieh! — Wenn ich nur nicht mehr aufstehen müßt!“

Wohl hatte er noch in dem Ledersäcklein einen Tausendmarkschein am Halse hängen; aber als er ihn hervorzog und auseinanderfaltete, fand er keinen Trost daran, er mußte weinen, hilflos, reuig und bitterlich wie ein Kind: das war der letzte von den sechs, um die er wohlfeil genug seinen freien Anteil am „Engel“ hingegessen hatte! Jene sechs waren für ihn die Freiheit, das neue Leben, die goldene Zukunft gewesen, dieser letzte war nichts mehr als ein Notpfennig, der noch dazu die Not ansagte; zerreißen müßte man ihn und den andern nachwerfen! Jetzt war er ein Bettler, elender als die Italiener und der Steirerfranz!

Agathe richtete sich halb auf im Bett und fragte: „Was ist?“

„Da —“ stotterte der Mann zusammenfahrend, „da ich muß an mein Geld denken“; setzte aber wohlweislich nicht hinzu, welches Geld. Und da er fürchtete, Agathe oder der Wirt könnte ihm etwas ansehen, zog er sich hurtig an, sagte, er müsse geschwind eine Besorgung machen, und ging ohne Verzug fort.

Draußen war eine Lust wie an einem frischen, klaren Herbstmorgen in Deutschland, sie tat seiner heißen Sten und Lunge wohl, belebte seinen hingesunkenen Mut und erregte sein Schamgefühl so, daß er sich vornahm, von dieser neuen Täuschung und Ausraubung durchaus nichts merken zu lassen. Indem er eifrig den Möglichkeiten nachsann, die er zur Entdeckung seiner Schande führen könnten, glaubte er bald, am besten gegen sie gesichert zu sein, wenn er dem Rate des Bankherrn folge und sich beim Einwanderungsamt als Kolonist melde; hierzu war ja, wie jener selbst gesagt hatte, nur eine geringe Summe vonnöten, also der Verlust einstweilen leicht zu verheimlichen. Sofort machte er sich auf den Weg zum Bureau, dessen Lage auf der Bank genau beschrieben worden und vom großen Markt aus unschwer zu finden war; nur hatte er einen weiten Weg bis dorthin, da er sich in entgegengesetzter Richtung über den Bahnhof hinaus hatte treiben lassen.

Nachdem dieser Entschluß gefaßt und die Angst vor Schande und Spott zurückgedrängt war, ward wieder Raum für das Vergangene, und dieses zeigte sich bald lebendiger und gegenwärtiger als je vorher. Der Arme mußte wieder die Brieftasche herausziehen, wieder den Fünfzigmilreisschein ansehen, der vielleicht noch dazu falsch war, wieder den Zettel lesen, die Fächer nach dem verschwundenen Gelde durchsuchen und wieder die Worte auf dem Zettel lesen, deren Hohn er jetzt erst spürte und verstand. So wenig zarifühlend er war, so hatten ihn doch die letzten Monate so reizbar und empfindlich gemacht, daß er nicht nur einsah, es sei wirklich kein Wagnis, vielmehr einfach ein Spaß, ihn zu prellen, sondern auch das Mitleid empfand, das durch die Fünfzigmilreisnote sprach, und die Geringshäkung, die ihn nicht einmal höhnischer Schadenfreude, nein, nur eines gutmütig überlegenen Spottes wert hielt. Der gräßlich draufschlagende Hohn der Bauern in der Heimat hatte ihn verwundet, auch für Momente gedudelt, im Grunde aber seinen Widerstand gereizt; jenen Hohn der Bauern, die ja schließlich doch zu weit gingen, da sie keineswegs aus dem eigenen Gewissen heraus berechtigt waren, den Stein gegen ihn zu erheben, hatte er zum Schweigen bringen, ja, verlachen können, indem er ihm aus dem Wege und davon ging, — hier dagegen war nichts von Zorn und Wut, hier nahm man ihm ohne jeden Lärm das Seinige aus den tappigen Händen und lachte ihn kaum hinterher aus; aber man ließ ihm einen Stachel in der Brust, an dem sich sein Herz bei jedem Schlage von neuem und immer tiefster verwundete.

In der Heimat schien sich alles gegen ihn vereinigt zu haben, und indem er der Übermacht dieser Verchwörung seine Niederlage, Schande und Schaden zuschrieb, konnte er sich leicht trösten, — hier hatte ihn kein Mensch gekannt; aber der erste, den er anredete, hatte ihm an der Nase angesehen, welch ein Esel er sei, und ihm das Geld aus der Tasche gezogen, hatte ihm seinem nächsten Spezel gezeigt und gesagt: hier ist ein kapitaler Schafbock, den kannst du scheren!

Ja, ein Esel war er! Bei Gott, harmlos und arglos wie eine alte Kuh! Mit furchterlicher Schnelligkeit wuchs ihm jetzt aus seiner tiefen Scham heraus die Erkenntnis, daß der letzte Grund seines Unglücks doch nirgends anders liegen könnte als in ihm selber. Und wie er einmal dabei war, diese jüngsten heillosen Tage mit „Hättest“ und „Wärst“ zu durchflügen, gleichsam die Wurzeln, über die er gestolpert, aus den Furchen zu reißen und auf einen Haufen zu werfen, da fuhr er unversehens mit der Arbeit fort, in die Ver-

gangenheit hinein, und war es auch keine Wonnen oder Wohluß, so war es doch jener Drang nach Abhilfe, jene scheinbare Erleichterung, die einen zwingt, an brennenden Wunden und Entzündungen zu kratzen, was ihn verleitete, auch in der ferneren, der heimatlichen Vergangenheit seinen eigenen Unverstand zu suchen und bloßzulegen, und was ihn allerorten nicht nur Torheit und Verirrtheit, sondern auch Roheit und Schamlosigkeit finden ließ. Hier, im neuen Lande, hatte er ja nur in der unbewußten Einbildung, es müßte alles nach seinen Wünschen und Hoffnungen gehen, blindlings vertraut und durch die Dummheit des unerfahrenen Jungen die Tüde herausgefordert; — dort im Vaterlande aber hatte er, was ihm an seinem Schicksal nicht behagte, einfach, ohne sich um Anstand und Sitte, Pflicht und Recht zu kümmern, beiseiteschieben und seinen eigenen, rücksichtslosen Willen durchsetzen zu können geglaubt, hatte, ohne die Verhältnisse, ihre Ursachen und Wirkungen zu prüfen, trapzig gegen sie angekämpft und, ob er nun einen Nasenstüber oder eine blutige Niederlage erlitt, immer noch mit einer billigen Schläue sich zu behaupten oder gar zu triumphieren versucht. Hatte er nicht schließlich noch geglaubt, er habe die andern zu Narren, als er Heimat, Haus und Hof, alles, was ihm teuer gewesen war, verließ und mit den heimlich aufgenommenen Schatztausend Märklein abzog! Hatte er nicht höhnisch zurückgelacht und gesagt: Wer zuletzt lacht, lacht am besten! — Wer lachte jetzt? Doch die Leute drüben in Stadt und Land, die ihn gewiß vom Tag seines Verwindens an für einen Ausreißer, einen Feigling und den unvergleichlichsten dummen Teufel erklärt hatten!

Und hier nun — nicht anders! Der Däne, der Alte, der Wirt, die Herren auf der Bant, wer nur irgend mit ihm zu tun hatte, sogar die gute, arme Agathe, alle mußten ihn ja für einen Schafkopf halten!

Wie er so inne ward, daß es in gleicher Weise weiterging, daß er derselbe war heut wie vor einem Monat, hier wie dort, daß er unabhängig von Ort und Umgebung gegen sich selbst wüte, da ward ihm plötzlich unheimlich auf dieser Welt. Ein Schauder schüttelte ihn, daß er stille stehen, sich anlehnen und halten mußte; sein Herz bebte in Ohnmacht und Angst. Ihm graute vor dem furchterlichen Zusammenhang, der seine jüngsten Erlebnisse mit den alten verband, und ihm bangte jämmerlich vor sich selbst. Welches Unheil würde er wohl noch über sich bringen!

Ein Vorübergehender nahm in acht, wie er so geknickt dalehnte und stöhnte, trat heran und fragte etwas mit teilnehmender Miene; aber der Arme verstand nichts und konnte nicht antworten; schwach, der Verzweiflung nah, mußte er sehen, wie der erste Mensch, der ihm zu Hilfe kommen wollte, mit bedauernder Gebärde die Achseln zuckte, den Kopf schüttelte und weiter ging. Die Tränen kamen ihm in die Augen; er machte eine Bewegung, sie abzuwischen, schämte sich aber und ließ es. Diese kleine äußerliche Scham jedoch behauptete sich, wuchs an und durchglühte ihn ganz und gar, so daß er im andern Augenblick zornig auffuhr, sich schüttelte und rief: „Kerl! Hast denn gar keine Schand?“

Aber jene Teilnahme erquickte ihn doch, wenn er sie auch im Drange seiner Gedanken und Empfindungen gleich wieder vergaß. Er ging weiter, und es fiel ihm ein, daß er gestern einmal ausgerufen hatte: es ist kein Segen drin! Doch daß er selbst den Unsegen spinne, war ihm damals noch nicht aufgegangen. Wie hatte er nur so blind sein, wie hatte er nur so in den Sumpf hineingehen können, mit jedem Schritte tiefer, ohne es zu merken! Er hatte heftig sein Bestes, sein Glück begehrte und war mit dieser Heftigkeit nur seinem Unglück, seiner Schande zugeraast. Eine ungeheure Macht, ja, der Herrgott droben selber hatte ihn, den eigenwilligen, eingebildeten, schlauen Engelwirt unvermerkt gezwungen, mit jeder Regung und Handlung, die er nach und zu seiner Lust beging, einen Stein vom Turm seines Stolzes abzutragen, bis er nun dastand am letzten Reste des Fundamentes, seine Vermessenheit endlich erkannte und in seiner Nichtigkeit fast zerbrach! (Forts. folgt.)